zahlte ein gutes Lehrgeld. Am nächsten Tage kamen die beiden Knaben wieder in den schönen Grund, aber diesmal nur in Begleitung ihres Erziehers. Sie gingen sofort zum Baudenwirthe, und der ältere der Knaben sagte ihm: „Ich will heute das Kunststück lernen, welches Sie gestern meine Mutter gelehrt haben, ich werde auch dasselbe Lehrgeld zahlen." Der Unterricht begann. Munter und furchtlos kletterte dieser Schüler des Baudenwirthes nebst seinem jüngern Bruder den Felsen zum Thore, das dem gefangenen Flusse Hain den Weg versperrte, hinauf, und bald lernten beide das Kunststück, das Thor zu öffnen, und freuten sich des wild aufbrausenden Wasserssturzes, den sie veranlaßt hatten. Der ältere der beiden Schüler zahlte das versprochene Lehrgeld. Das alles erzählte mir der Baudenwirth am Hainfall und er nannte mir auch die Namen der beiden Knaben; der eine hieß Wilhelm, der andere Heinrich. Seitdem sind viele Jahre verflossen, und der Wilhelm, der einst als Schüler eines Baudenwirthes im Riesengebirge thätig war, heißt jetzt Wilhelm II. und ist thätig als Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Das dem Kronprinzen jüngst in den Mund gelegte Räthsel lautet nach einer ältern Version vollständig: „Was ist ein Punkt? Ein Winkel, dem die Schenkel ausgerissen sind. — Was ist ein Kreis? Ein aufgeblasener Punkt. — Was aber ist die Spitze des Kreises? Der Herr Landrath."

Aus dem Leben Herbert Spencer's. In Lippincotts „Magazin" erzählt ein Bekannter des berühmten Philosophen einige hübsche Anekdoten. Spencer's Doktor bemerkte ihm einst, es sei nicht gut für einen Mann wie er, immer allein zu sein, da seine einsamen Mahlzeiten gewiß durch zu tiefes Nachdenken über schwierige Probleme gestört würden. Er solle für einige Zeit in einem Gasthofe speisen, wo das Gespräch während der Mahlzeit von lustigen, mit wenig Gehirnballast geplagten Leuten geführt werde. Der Philosoph folgte seinem Rathe, aber nicht für lange. Es kam ihm nämlich zu Ohren, daß eine hübsche Dame, seine Tischnachbarin, sehr über ihn enttäuscht sei. Auf die Frage eines Freundes, wie ihr der Gasthof gefalle und ob sie ihn empfehlen könne, antwortete sie: „O ja, ich glaube wohl! Allerdings verkehrt da ein gewisser Mr. Spencer, der sich einbildet, etwas von Wissenschaft und Philosophie zu verstehen. Ich habe ihn täglich zu korrigiren." Spencer, so fügt der Erzähler hinzu, lebt ruhig unter seinen Büchern in einem altmodischen Hause in Regentspark; er speist öfters auswärts und besucht die und da einen Vergnügungsort. Besondere Freude machen ihm komische Opern, sie gewähren ihm eine wirkliche Erholung von seiner schweren Gedankenarbeit. Spencer trägt jahraus, jahrein einen Regenschirm mit sich und außerdem führt er immer in der Tasche ein paar kleine Stöpsel, die er in die Ohren steckt, sobald ihm die Konversation in seiner Nähe lästig fällt. Er ist dann „praktisch taub".

Schorlemorle und Oscheroh. In einem Aufsatze über die Geschichte der Würzburger Domherrnhöfe erzählt das „Würzburger Journal", wie im dortigen Hofe ad St. Gallum im Jahre 1813 Augereau, Herzog von Castiglione, Marschall und Pair von Frankreich, von Napoleon I. zum Gouverneur von Frankfurt a. M. und Würzburg ernannt, sein Absteigequartier nahm: „Augereau war trotz seiner 56 Jahre als Generalgouverneur von Würzburg ein flotter Lebemann und im Hofe ad St. Gallum ging es damals hoch her. Er hat sich um den würzburger Durst unsterbliche Verdienste erworben durch die Erfindung des „Schorlemorle". Sein Lieblingsgetränk war nämlich alter Wein mit Mineralwasser von Niederselters gemischt, welches er sich auch nach Würzburg nachsenden ließ. Sein stehender Trinkspruch, wenn er mit dem perlenden, prickelnden Weine anstieß, war: „Toujours l'amour!" Die Würzburger adoptirten diese mit altem Frankenwein so vortreffliche Mischung mitsammt dem Trinkspruche des Marschalls. Das „ton" wurde der Kürze halber weggelassen und so entstand für das Getränk der Name „Schurlamur", was sich alsbald in das gemüthlichere „Schorlemorle" verwandelte. Aber auch der Name des berühmten Marschalls blieb noch lange Jahre im Munde der würzburger Bürgerschaft. Wenn er im Hofe ad St. Gallum residirte, so war sein Hofmetzger der Metzgermeister Linder, damals in der Bleicher Kirchgasse, später im ehemaligen Marxer Kloster wohnhaft. Linder, ein stattlicher Mann, war nicht wenig stolz auf seine französische Kunstschaft und suchte dieselbe in Gang und Haltung treu zu kopiren. Allabendlich aber war sein stehendes Gesprächsthema am Stammtische der „Oscheroh". Deshalb bekam er den Spitznamen „Oscheroh", den bald die ganze Stadt acceptirte und den er auch behielt bis zu seinem vor etwa fünfzig Jahren erfolgten Tode. Der Urenkel des „Oscheroh" aber, verschenkt heute noch im Ankerwirthshause die Mischung des echten Augereau in vorzüglicher Qualität, und auch der Trinkspruch des Marschalls wird in Würzburg noch immer in Ehren gehalten: „Toujours l'amour!"

Türkischer Patriotismus. Einen erheblichen Schaden hat die Großfirma von Ernst Kopp erlitten, die orientalische Artikel nach Berlin einführt. Der Sultan Abdul Hamid hatte eines Tages eine Ivade zu unterzeichnen. Eine Feder war nicht gleich zur Hand, da griff Abdul Hamid mit drei Fingern erregt in das Tintenfaß und vollzog so die Unterschrift. Hierdurch geschah es, daß der Namenszug dreimal — mit jedem der Finger — zugleich geschrieben wurde. Als das bekannt geworden war, hatten die Türken nichts Eiligeres zu thun, als das merkwürdige Kleeblatt von Handschrift auf Stickereien, Schmuckſachen usw. nachzubilden und geschäftlich zu verwenden. Hiervon hatte Herr Ernst Kopp in Berlin Nachricht erhalten, begab sich im vorigen Monat in die türkische Hauptstadt und ließ die Tuvrah (Nachbildung des Sultans auf Atlas sticken, die Stickereien aber zu Stuhlsitzen verarbeiten. Stolz auf sein Werk, ließ K. die fertige Waare nach dem Bahnhofe bringen, um sie nach Deutschland zu verladen und als voraussichtlich begehrenswerthen Weihnachtsartikel auf den Markt zu bringen. Hierbei wurde er von einem türkischen Beamten gefragt: „Effendi, wo willst du mit den Stühlen hin?" Auf die Antwort: „Nach Berlin", stieß der Moslem entsetzt den Fluch aus: „Allah zerschmettere dich!" und fuhr fort: Wie kannst du denken, daß ein Gläubiger auf der Tuvrah des Beherrschers der Gläubigen sitzen darf?" Sprach's und verhinderte die Absendung der originellen Waare.

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

* Grote'sche Allgemeine Weltgeschichte von Theodor Flathe, Gustav Hertzberg, Ferd. Justi, J. von Pflugk-Harttung, Martin Philippson und Hans Prutz. Mit 40 historischen Karten in Farbendruck, 517 Tafeln und Beilagen, 63 Kärtchen und 2151 Abbildungen im Text. 12 Bände mit LVI und 8015 Seiten, sowie Namen- und Sachregister-Band mit VIII und 404 Seiten. Preis geh. in 13 Original-Halbfranzbände 180 M. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Das prächtige Werk, auf welches wir wiederholt empfehlend hingewiesen, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Das weite Gebiet der Universalgeschichte kann nicht mehr von nur einem Historiker beherrscht werden, seit in den letzten Jahrzehnten die neuere wissenschaftliche Spezialforschung mit ihrer streng kritischen Arbeitsmethode und ihrem ausgebildeten Arbeitstheilungsprinzip durch die eifrige einander ergänzende Arbeit der Historiker aller Kulturvölker aus den Archiven, den Denkmälern und all den andern Quellen der Geschichtsschreibung eine unendliche Fülle neuer und wichtiger Ergebnisse zu Tage gefördert hat. Das Publikum hat an diesen wissenschaftlichen Errungenschaften ein gutes Recht. Allein durch die Darstellung nur eines Geschichtschreibers kann demselben bei dem überwältigenden Umfange des Stoffes heute nicht mehr Genüge gethan werden. Nur durch die gemeinsame Arbeit mehrerer Kräfte, von denen jede die Bearbeitung ihres besondern Gebietes als Lebensaufgabe pflegt, ist dies möglich. Auf diesem sichern, wohlbereiteten Boden steht die Grote'sche Allgemeine Weltgeschichte. Dieses hervorragende Werk ist von anerkannten Historikern geschrieben — jeder auf seinem besondern Gebiete als Forscher wie Darsteller bewährt —, welche die sichern Ergebnisse aus den Quellen geschöpfter Forschung in allgemein fesselnder und lebendig anregender Form gestaltet und dargestellt haben. Alle Bedingungen, welche an eine Universalgeschichte gestellt werden müssen: daß mit Wahrheit auch Anschaulichkeit und Klarheit sich in ihr verbinde, daß allgemeine Uebersichtlichkeit sich zusammenfinde mit scharfer Darstellung der Entwickelung der Völker in ihrer Besonderheit wie in ihren Wechselbeziehungen; daß Vollständigkeit, chronologische Folge, Richtigkeit der Zahl, objektive Haltung gewahrt sei; daß ihr besonderes Augenmerk auf den Kulturzustand der einzelnen Epochen gerichtet sei, daß dem Leser die Bildung eines selbständigen Urtheils vermittelt werde, und daß die Darstellung künstlerisch durchgearbeitet, abgerundet und anregend sei, sind in dieser Weltgeschichte erfüllt. Dazu tritt eine große Anzahl werthvoller Karten und eine reiche authentische Illustration, welche das gesammte Kulturleben der geschichtlichen Völker umfaßt und als ein anerkannt vorzügliches historisches Lehr- und Anschauungsmittel das ganze Werk belebend durchzieht.

*

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Der kleine Stephan. Ein Hilfsbuch fürs Publikum. Band I: Post- und Telegraphen-Handbuch. Bearbeitet von C. H. Schmidt, Postsekretär. Dritte Auflage. Ausgabe 1892/93. Abgeschlossen am 1. November 1892. (Erscheint alljährlich gegen Herbst.) Dresden, Verlag von Gerhard Kühlmann.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. Von Rudolf Goette. Zweiter Halbband. (Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert, I, 2.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1892. 5,60 M.

Wiedergeburt in der Musik! Von Heinrich Pudor. Dresden, Verlag der Dresdener Wochenblätter.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Beilage zu Nr. 288 der Saale-Zeitung.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 288. Halle a. d. S., Donnerstag den 8. Dezember 1892.

[3]

Den Diamantschleifern.

Roman von H. Rosenthal-Bonin.

4. Kapitel.

Der Kapitän kam erst zum Abendthee nachhause. Er war vergnügt, rauchte seine riesengroßen Huckacigarren, las die Schiffsnachrichten im Amsterdam'schen Courant, ging aber frühzeitig in sein überaus einfaches Arbeitszimmer, wo er, auf einem harten Holzstuhl vor einem uralten, häßlich-gelben Sekretär sitzend, bis spät in die Nacht hinein schrieb und rechnete.

Es war fast Mitternacht, als er die Papiere beiseite schob und vom Stuhl aufstand. Er suchte aber noch nicht sein Lager, spazierte vielmehr mit schweren Schritten in dem kahlen, länglichen Raum hin und her. Sein langes, hartes, braunes Gesicht zeigte noch mehr Furchen, Linien und Falten als sonst, und seine kleinen, funkelnden Augen blitzten noch durchdringender. „Ja!" murmelte er jetzt vor sich hin — „das ist der einzige Weg. Vierzig Jahre habe ich jetzt gefahren — und soll mich nun als Bankerottirer, als Bettler an die Kade hinsetzen, jetzt, wo ich auf die Siebenzig zugehe? Es ist wahr," — unterbrach er sich — „sie ist nicht meine Tochter, sie ist mein Stiefkind, aber ich habe ihr meinen Namen gegeben, ich habe sie damals, als ich ihre Mutter heirathete, an Kindesstatt angenommen und es soll jetzt nicht heißen, daß Kapitän van Heeren Gesine van Heeren als Bettlerin hinterließ." Der Schiffsherr fuhr sich mit der nervigen, braunen, zusammengeschrumpften Hand heftig über die Stirn. „Das wäre ein schönes Ende für Kapitän van Heeren, — das würde ein nettes Aufsehen in ganz Niederland geben, wenn es hieße, der Kapitän van Heeren hat die ganze Welt getäuscht, er ist ein Falliter, er ist ein Bettler gewesen, schon seit Jahren, — auf Kredit hat er den reichen Mann gespielt, auf Kredit ein Landhaus und hat schöne Gemälde gehabt und Bordeaux getrunken — für die Gelder seiner Rheder. Nein", rief der Kapitän jetzt so laut, daß er selbst vor dem Tone erschrak und die Thür aufmachte, um nachzusehen, ob auch niemand dahinter stände. Er schloß die Thüre leise. „Nein", wiederholte er, „ich zwing's, ich werde das Schicksal, das mich verfolgt, unter meine Füße treten, ich will's bezwingen, mir zu dienen, ich werde mich wieder aufraffen und meine Neider und Gegner sollen nicht über mich frohlocken. Habe ich der Versicherungsgesellschaft nicht Hunderttausende zu verdienen gegeben in dem Menschenalter, das ich jetzt fahre?" fuhr er nach einer Pause leidenschaftlichen Grübelns fort. „Das Geld will ich jetzt herausholen, um das Geld will ich jetzt ringen mit ihr, und wir wollen sehen, ob der alterfahrene Kapitän Heeren nicht diesen feinen, klugen Streich machen kann. — Allerdings, wenn die Sache schief geht," warf der Kapitän nach einigen heftigen Gängen im Zimmer ein, „nein, — das Meer ist groß und das Meer ist tief — gegen Feuer hilft keine Untersuchung, und ob ich jetzt sterbe oder vielleicht nächstes Jahr, ist ziemlich das Gleiche, — so habe ich es doch noch gewagt, gegen ein teuflisches Geschick aufzukommen, und bin mit meiner Waffe, dem Schiffe, und auf meinem Schlachtfelde, den Wogen, in tüchtigem Kampfe geblieben. Diese Federhelden haben's bequem," spracht jetzt der Kapitän ingrimmig weiter, „während wir in Wind und Wetter, bald unter indischer ausdörrender Sonne, bald zum Erstarren angeblasen von arktischem Eis, kämpfen müssen, um unser bischen Gewinn zu erjagen, sitzen sie gemüthlich in ihrem Bureau, gehen auf der Börse spazieren, trinken ruhig ihren Wein und streichen vergnüglich die Versicherungssumme von den armen Schiffern ein. — — Und doch würd' ich es nicht thun, wenn ich nicht müßte. Ich lasse gerne jedem seinen Verdienst," schloß der Kapitän dieses seltsame Selbstgespräch, „aber die Noth, die bittere, gallenbittere Noth treibt mich zur Revanche."

Der Kapitän löschte jetzt das Licht und bald ertönten hinter den riesigen Himmelbettgardinen seines Schlafzimmers jene Laute, welche anzeigen, daß ein alter Seemann tief und gesund schläft.

Als am nächsten Morgen Gesine am Theetisch sich einfand, war der Kapitän noch nicht erschienen. Gesine hat am vorhergehenden Abend ihrem Vater das Abenteuer, welches sie erlebt, und die seltsame Handlung, die sie daran knüpfte, nicht mitgetheilt. Es war ihr Grundsatz, abends, wo ihr Vater meist von starken Rumportionen aufgeregt, nichts Bedenkliches mit ihm zu verhandeln. Jetzt stand Rosein im Morgenhäubchen noch ohne Goldschilde, den Thee bereitend, ihr zur Seite und suchte die ernste Herrin durch ihr Geplauder zu erheitern.

„Der Klas hat im Grunde doch ein gutes Herz," begann sie nach einer, wie ihr vorkam, endlos langen Pause des Schweigens. „Er war zuerst nicht damit zufrieden, den armen, schönen Menschen ins Haus zu nehmen. Das giebt nur Arbeit und schließlich wirft mir der Kapitän alle Stiefel, die er zu fassen bekommen kann, an den Kopf, sagte er. Aber als Sie, Fräulein, selbst Hand anlegten, besorgte er mit großem Pflichteifer, was ihm aufgetragen. Jetzt sitzt der arme Mensch aufrecht im Bette, denken Sie nur, er kann auch Holländisch und hat gesagt, daß er nachher aufstehen wolle."

„Dann will ich mit dem Kapitän zu ihm gehen," bemerkte Gesine gedankenvoll.

„Ach Gott, wenn's nur schon der Herr Kapitän Vater wüßte, wenn's mir schon vorbei wäre!" jammerte Rosein.

„Nun", beruhigte Gesine mit einem Gesichtsausdruck, der gleichgiltig scheinen sollte, aber in einem Tone, der große Beklommenheit verrieth; „was kann der Kapitän weiter thun, als dem Menschen jetzt seine Wege weisen und uns schelten? Du sagst ja, der Mann sei ziemlich rüstig, so kann er jetzt also wieder weiter wandern," fügte Gesine leicht hinzu, während ihr Herz stark klopfte.

Da ließen sich schwere Schritte auf dem Flure vernehmen und der Kapitän trat ins Zimmer. Er grüßte kurz, schien viel Geschäfte im Kopfe zu haben und trank schnell und schweigsam seinen Thee, während Rosein die Eier soft und eine Sardinenbüchse öffnete.

„Vater, mir ist gestern etwas Seltsames begegnet," nahm Gesine kühn ihren Anlauf.

„Was ist's?" frug der Kapitän über sein Notizbuch hinaus.

„An unserem Hause ist ein Wanderer wie todt vor Hunger umgesunken."

„Genever auf Schwarzbrod!" warf der Kapitän hin; „zum Viertelsmeister geschickt?" frug er, in seinem Buche blätternd.

„Nein, ich habe den Menschen ins Gartenhaus bringen lassen, jetzt ist er aber wieder etwas munter."

„Was!" schrie der Kapitän, vom Sessel aufspringend, — „bist du besessen, uns Landstreicher, Strolche und Diebe ins Haus zu nehmen?"

Rosein seufzte laut und zitterte so, daß sie ein Ei aufs Tischtuch fallen ließ.

Gesine aber antwortete auffallend ruhig: „Dasselbe würde ich auch gesagt haben, wenn ich den Menschen nicht gesehen hätte. Er ist kein Landstreicher, sprich erst einmal mit ihm."

„Ich will ihn weder sehen noch sprechen. Er soll mir sofort aus dem Hause," wetterte der Kapitän. „Klas soll ihn hinausbringen — wo ist Klas?" Plötzlich hielt der Kapitän inne. Es war wunderbar, wie schnell mit einem mal sich sein Zorn legte. „Ist er ein Seemann?" wandte er sich an die Tochter.

„Er sieht nicht so aus," antwortete Gesine — „er scheint ein Arbeiter, ein Franzose."

Der Kapitän horchte auf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921208023/fragment/page=0001

„Rosem“, wandte er sich jetzt an die Jungfer, „sag' Klas, er soll den Menschen in den Garten führen, — ich will ihn vom Fenster aus sehen.“

Rosem eilte mit einem Ausathmen der Erleichterung darüber, daß dies bange Wetter dem Anscheine nach so leicht vorüberging, aus dem Zimmer und einige Minuten später trat der dicke Klas, den Fremden unter dem Arme führend, in den mit breiten Muscheln eingefaßten Kieswege des Gartens und geleitete den Schwachen zur Laube. Hierbei kehrte der Fremde, ohne daß er den Kapitän sah, diesem das Gesicht zu.

Der Kapitän zuckte zusammen und sah starr nach dem Fremden.

Gesine schaute in angstvoller Spannung auf ihren Vater.

„Ein Franzose, sagst du, sei der Mensch?“ sprach er aufgeregt mit gedämpfter Stimme.

„Ich glaube er ist ein Franzose, er sprach, als er aus der Besinnungslosigkeit einige Augenblicke erwachte französisch.“

„Hm!“ machte der Kapitän. „Weshalb kommt mir der Mann nur bekannt vor, ich habe ihn sicher schon irgendwo einmal gesehen? Wie kommt er in Andreas' Schiffskleider?“

„Sein Anzug war zerlumpt und ich ließ ihn damit bekleiden,“ antwortete Gesine.

„Wie kommt der Mensch hierher — wo ist er her, wo will er hin?“ forschte der Kapitän.

„Ich habe noch kein Wort mit ihm gesprochen, Vater.“

Der Kapitän schien eine Sache zu bedenken.

„Ich will zu ihm hinausgehen, rufe Klas und Rosein und gieb ihnen etwas zu thun,“ entschied er endlich.

Gesine ergriff eine Glocke und läutete, darauf winkte sie Klas und Rosein, die natürlich auch im Garten war; die beiden begaben sich ins Haus, während der Kapitän in den Garten hinaustrat.

Er ging auf den Fremden zu, der sich beim Eintritt des Kapitäns in die Laube erhob.

„Ich bin der Besitzer dieses Hauses, wo Sie Pflege fanden,“ stellte sich der Kapitän vor. „Wie kommen Sie in diese elende Lage?“

„Ich bin von Amsterdam zu Fuß fortgegangen mit zu wenig Geld und wollte in Rotterdam Arbeit finden,“ antwortete der Fremde in Holländisch mit fremdem Accent.

„Sie sind kein Holländer?“

„Nein, ein Franzose.“

„Aus?“

„Paris, Herr!“

Der Kapitän sah den Fremden scharf und prüfend an. „Was ist Ihr Beruf?“

„Diamantschleifer, — ich arbeitete bei Snyder, hatte Unglück mit einem Stein, der schief spaltete, man behielt mir meine Vierteljahrslöhnung ein und schickte mich fort.“

Der junge Mann sprach offen, ruhig in gebildeter Weise.

„Sie hatten keine Ersparnisse?“ frug der Kapitän.

„Nein, ich war krank, bevor ich die Stelle, in der ich ein Jahr verblieb, antrat, und begann dort mit Hospitalschulden.“

„Sie haben kein Vermögen, keine Aussicht, etwas zu verdienen?“ forschte der Kapitän weiter.

„Nein, Herr, ich bin eine Waise und kenne niemand aus meiner Verwandtschaft.“

Van Heeren sah sich den kräftigen Körperbau des Mannes prüfend an, dann beobachtete er heimlich dessen sanftes, stilles Gesicht — der Kapitän sah einige Sekunden nachdenkend zur Erde.

„Haben Sie Ausweispapiere?“ wandte er sich dann wieder an den Fremden.

„Nur die Bescheinigung, daß ich seit meinem vierten Jahre in Paris wohnte, dort konfirmirt bin, bei einem Steinschleifer in die Lehre trat und meine Meisterprüfung bestand, ferner ein polizeiliches Leumundszeugniß.“

„Das genügt,“ sprach jetzt der Kapitän. „Nun, ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr van Heeren, dem Fremden durchdringend ins Gesicht sehend, fort. „In Rotterdam werden Sie schwerlich schnell Arbeit finden — man wird dort bald erfahren, weshalb Sie Snyders verlassen. Sie sind von kräftiger Konstitution, Sie werden sich bald erholt haben, so lange können Sie hier bleiben. Ich habe ein Schiff gekauft und muß Mannschaft dafür werben, ich werde Sie einem tüchtigen Matrosen unterstellen, der Ihnen die ersten Handgriffe zeigt, — wollen Sie als Hilfsmann in Schiffsdienst bei mir treten, — die Belohnung soll zufriedenstellend sein.“

Der Fremde schaute überrascht den Sprecher an. „Ich verstehe nichts vom Seewesen,“ erwiderte er.

„Ein kräftiger, intelligenter Mensch bemächtigt sich schnell des Nöthigsten, Sie sind doch schon auf dem Meere gefahren?“

„Ja, nach Deutschland und England — es war schön.“

„Nun, dann entschließen Sie sich. Es dürfte Ihnen nicht leicht eine zweite Gelegenheit geboten werden, sofort aus dem schrecklichen Elende zu kommen. In vierzehn Tagen fahren wir mit Baumwolle nach Hamburg, bis dahin kräftigen Sie Ihren Körper, Sie können hier leichte Gartenarbeit verrichten und später auf dem Schiffe Ihr Quartier nehmen.“

Der Fremde zögerte — in diesem Augenblicke zeigte sich Gesine am Fenster.

Der Fremde warf einen Blick dorthin. In seine Augen trat ein heller Strahl.

„Gut, ich nehme es an, mein Herr,“ erwiderte er.

„Nun, dann heiße ich für Sie Kapitän — aber die Haare müssen Sie sich kurz schneiden lassen, diese Locken passen nicht für einen Seemann. — Ihr Name?“

„Paul Sivers.“

„Das klingt ja beinahe wie deutsch.“

„Da kann ich mir nicht helfen. So lauten meine Papiere.“

Der Kapitän gab dem neu angeworbenen Seemanne Ordre, sich tüchtig zu pflegen, und kehrte ins Frühstückszimmer zurück. Dort fand er Gesine an ihrem Nähtische, aber sie nähte nicht, ihre zitternde Hand konnte kaum die Nadel halten. Was war mit dem sonst so ruhigen, starknervigen Mädchen geschehen, warum flößte ihr das Schicksal dieses so plötzlich in den Kreis ihres Daseins getretenen Menschen eine derartige Theilnahme ein, daß ihr der Athem in der Brust vor banger Erregung stockte, als ihr Vater ins Zimmer trat? Sie wagte nicht ihm ins Gesicht zu sehen, um die Bewegung des Innern nicht zu verrathen; starr blickte sie auf ihr Nähzeug hernieder und gab sich den Anschein, den Eintritt ihres Vaters zu überhören.

(Forts. folgt.)

[4]

Der Meßnertoni.

Eine Dorfgeschichte aus dem Innthal.

Von Antonie Kleißl.

„Wüßt' ich nur, was das Rechte wär'!“ seufzte die alte Meßnerin; sie saß am Ahorntische, die Postille vor sich, weil's Sonntag war. Sollte sie zu ihrem Toni gehen und ihm alles sagen, was sich in den letzten Monaten zugetragen? Aber vielleicht hatte er vergessen und den Frieden gefunden; dann wär's gefehlt, weit gefehlt. Freilich, als sie das letzte mal bei ihm war, hatte er ihr nur ausweichende Antworten gegeben, doch ihr Auge sah an seinem Gesicht, daß die Ruhe nicht eingezogen war bei ihm. Sie wollte beten, nach Absam wallfahrten; die Muttergottes dort würde das Rechte schon finden.

Sie vermißte den Toni auch schwer, er war so anstellig und hing so sehr an seiner Mutter. Wenn sie einmal unpäßlich war, besorgte er das kleine Hauswesen und pflegte sein Mütterlein so liebevoll wie eine brave Tochter. Der Martl war viel rauher, mit dem ließ sich nichts machen.

„Was doch die Zeit g'schwind um ist!“ seufzte die Meßnerin, und las weiter.

Ja, schnell genug ging sie hinweg die Zeit über alle Leiden und die wenigen Freuden, allerhand Ereignisse zu neuem Kummer und neuem Glück bringend. — —

Aber etwas Gutes hatte es doch. Seit des Grundmüllers Hochzeit fehlte es nie an interessanter Unterhaltung für die Nachbarinnen, und auf dem Dorfe sind eben alle Weiber Nachbarinnen.

Ein paar Wochen nach der Hochzeit erzählten sie sich, wie jetzt das Bürgele so recht im Speck säße, und wie sie ein unverdientes Glück gehabt, auf die Mühle zu kommen. Aber einen Haken müsse es doch haben, spintisirte die Bachhäuslin, die den Grundmüller gar zu gern für ihre dicke Katl gehabt hätte, das habe man ja auch am Hochzeitstage gesehen. War das auch das Gesicht einer Braut, die neben dem reichen Grundmüller gehen durfte und ein Gewand anhatte, das Jörg gar aus Innsbruck hatte kommen lassen: „schweres, schwarzes Seidenzug, die Elle zwei baare Gulden!“ Ja, wenn sie, die Bachhäuslin, als sie noch jung war, an Bürgele's Stelle gewesen wäre, sie hätte den Kaiser gefragt, was das Land Tirol koste.

Daß das auch ihre Katl gethan hätte, sagte sie nicht. „Geh, laß' mih aus!“ meinte die Schrofenbäurin, „die Burgl ist allweil ein überspanntes Ding g'wes'n, grad wie der Meßnertoni, der weg'n ihr zu den Patern g'lauf'n ist. G'schieht ihm ganz recht, dem Müller! —“

Alles war freilich nicht erlogen. Seit Bürgele Abschied vom Toni genommen, war ihr erst recht klar geworden, daß ihre einstige Freude an allen Dingen, ihr lustiges Singen nur von dem Gedanken kam, am Abend den Toni wiederzusehen. Wie blind waren sie doch gewesen, es nicht einzusehen, für immer von einander zu gehen, sie, die eines ohne das andere nicht froh werden konnten!

Sie ertappte sich, wie sie mit heißer Sehnsucht an Toni dachte, und erschrak dann darüber, denn sie war sich ihrer Pflichten als Jörg's Weib wohl bewußt. Am besten ging's noch bei der Arbeit.

Aber Jörg wollte nicht, daß sein Weib arbeite wie ein Dienstbote; sie sähe ohnehin aus, als ob sie den Tag eine Grill' äße, sagte er geringschätzend. Er hatte gehofft, sie würde aufblühen, wenn sie aus der Noth daheim in sein Haus käme. Es war ihm ärgerlich, daß die Leute immer fragten, was der Müllerin denn fehle, und er drang in sie, zu essen und zu trinken und sich zu pflegen. Burgele wußte es gut, daß es ihm nur zu schlecht vor den Leuten war. Jörg war sonst nach seinem Begriffe gut mit ihr, „batschelen kann i halt nit!“ entschuldigt er sich. Zärtlichkeiten verlangte er auch von Burgele nicht; er war selten daheim; die Mühle, das Feld, der Kornhandel nahmen ihn in Anspruch. Das Hauswesen war in Ordnung, wenn er heimkehrte, und das war genug.

Am Sonntag abend war es beim Dorfwirthe drunten laut hergegangen. Der Müller und einige Burschen hatten Karten gespielt und ein paar Halbe über den Durst getrunken. Sie hatten sich, wie herkömmlich, gestritten beim Spiel, und da der Müller gar so protzig mit seinem Geldbeutel herumwarf, hatten sie ihn ein wenig gehänselt.

Der erboste Müller nannte sie alle miteinander „Bettellötter“, deren Hütten er mit seinem Geldbeutel über den Haufen schlage. Die Burschen hatten ihm erwidert, daß dieser Geldbeutel halt gar alles doch nicht ausmache, und wie sein Weib, das Burgele, viel lieber den Bettellotter, den Toni, gehabt hätte, als ihn mit der Grundmühle und all seinem Gelde.

Zuerst starrte sie Jörg verständnißlos an, dann schlug er sich an die Lederhose, daß es patschte, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Das war doch der helle Garaus! Na, dafür mußte er eine Maß aufmixen. Der Kleinhäusler Toni mit einer halben Kuh, und er, der Grundmüller Jörg — es war zum Todtlachen!

„Brauchst nit so z'loch'n, Müller,“ sagte Toni's Bruder, der Martl, ernst, „wenn Burgele den Toni g'heirathet hätt', zu dir wär sie nit kommen B'hüt Gott z'nehmen, vorg'weint hätt' sie dir a nit.“ Da war das Lachen plötzlich abgebrochen, und der Müller wurde vor Zorn roth wie ein Zinshahn. Wenn das wahr wäre, die Schand, einen Bettellotter ihm vorzieh'n! Er warf den Stuhl zurück, daß es krachte, leerte sein Glas über den Kopf — „Könnt's einen andern zum Narren haben!“ schnaubte er und schlug die Thüre zu.

„Hätt'st's dem Alf'n nit sag'n soll'n Martl,“ sagten die Kameraden, „wer weiß, was der Zorn-Igel umstand' ist!“

Die junge Müllerin war noch wach, sie saß allein in der Stube und las in einem Buche, das ihr der erst seit kurzem angestellte Mühlbursche aus Deutschland geliehen hatte: es war „Paul und Virginie“. Sie hatte nur die heiligen Legenden und Kalendergeschichten gelesen.

Sie las mit glühenden Wangen, und es that ihr das Herz so weh, als Virgine abreiste und nicht einmal Abschied nahm. Unsagbares Mitleid fühlte sie mit Paul; sie zitterte und brach in Thränen aus, als Virginie, ihrem Paul so nahe, unterging. Es ergriff sie so sehr, weil sie in dem Schicksale des unglücklichen Paares eine Aehnlichkeit mit dem eignen herausfand. Blos waren sie doch viel, viel glücklicher als jenes. Toni brauchte nicht zu sterben vor Gram; denn ging es sicher gut im Kloster, und sie — nun — sie wollte sich auch Mühe geben, dem Müller eine gute Hausfrau zu sein.

Da schellte es an der Thür. Burgerle schrak auf. Konnte das der Jörg schon sein? Sonst kam er selten vor Mitternacht. Sie öffnete, und herein stolperte der Müller. Mit Entsetzen sah das arme Weib, daß er betrunken war.

„Gut, daß du noch auf bist, Müllerin,“ sagte er mit lallender Stimme, „hätt' dich sonst wecken müssen, muß red'n mit dir. Schau, les'n thut sie, daß dir der Kopf noch verdrehter wird, durch die Maleizg'schicht'n!“ schrie er und schleuderte das Büchlein unter den Tisch.

Das erschreckte Weib flüchtete sich in eine Ecke.

„Her da!“ herrschte Jörg, „du sollst den Grundmüller kennen lernen! Nasse Augen hat sie auch: hat g'wiß g'weint um den elenden Bettler, der wegen dir ins Kloster ist, sag'n die Leut', und der dir noch allweil im Kopfe steckt. Red', Weib! Gieb Antwort! Is wahr?“ —

Burgerle zitterte wie Espenlaub; sie brachte keinen Laut über die Lippen.

„Red', sag ich!“ brüllte der aufgebrachte Müller, und als sein Weib noch immer schwieg, hob er die Faust und versetzte ihr einen schweren Schlag auf den Kopf — dann war alles still. Jörg griff sich an den Kopf — was war das, was hatte er gethan? — Sein Weib regungslos auf dem Boden — vielleicht hatte er es gar umgebracht! —

Da wichen vor dem grausen Gedanken die Nebel des Weines, und er sah, daß er Ungeheuerliches gethan! —

Er kniete nieder, hob den Kopf der Bewußtlosen und bat angstvoll: „Burgele, komm zu dir! So war's nit g'meint — das darfst mir nit anthun — ich glaub' gar nichts — hörst Burgl?“

Dann schlug sie die Augen auf. Es that ihr so leid, daß sie wieder zu sich kam. Es war so schön gewesen, alles vergessen zu haben, was sich doch nimmermehr ändern ließ!

Jörg bat in einem fort um Verzeihung, gab die Schuld dem Weine, dem Rausche; sie solle es doch niemand sagen.

Am andern Tage hatte die Müllerin einen verbundenen Kopf; es war ihr im Keller ein Brett darauf gefallen!

Von da ab war sie noch stiller.

Jörg wollte gut machen und war freundlicher als sonst. Wenn er heimkam und ihr mit einem derben Schlage auf die Schulter sagte: „Wie geht's, Burgl?“ dann zuckte sie zusammen und mühte sich, freundlich zu lächeln.

Das war der Winter.

Das Rinnwerk hinter der Mühle sah aus, als hätte Neptun selbst seinen Krystallpalast hierher verlegt. Das sonst lustig und plaudernd das Rinnsal hinunter hüpfende Wasser war über den grausen Anblick des Winters erstarrt und umkleidete Pfosten und Brettwerk mit gefälligen und grotesken Formen und bildete aus jedem Pfahl eine prächtige Säule. Nur mit Mühe konnten die Knechte soviel Wasser flott erhalten, als zum Betriebe der nothwendigsten paar Gänge erforderlich war. An die Fenster zeichnete der Frost mit graziösen Finger seine wunderlichen Runen, welche die matte Wintersonne vergeblich wegzulecken suchte.

(Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

Aus der Jugend Kaiser Wilhelm's II. Thekla von Gumpert erzählt in ihrem soeben erschienenen Buche „Autographen und Erinnerungen“ folgendes: Vor einer Reihe von Jahren war ich wieder einmal im Riesengebirge. Ich war in Herischdorf, einem Dorfe, das mit dem schön gelegenen Schwefelbade Warmbrunn zusammenhängt, und besuchte von dort aus alle mir theuren Orte, Ruhberg, Schmiedeberg, Buchwald, Erdmannsdorf, Fischbach; zum ersten mal aber machte ich einen Ausflug zum Hainfall, nämlich in den prächtigen Grund zu seinen Füßen. Ich wurde überrascht durch seine Schönheit; der Hainfall selbst überraschte mich auch, und zwar durch seine Bescheidenheit, durch seine Sparsamkeit. Die Höhe, von welcher das Flüßchen Hain in den Grund hinabstürzen kann, ist schroff, recht geschaffen für einen Wasserfall; aber die Hauptsache fehlt ihm gewöhnlich, nämlich das Wasser. Man hat deshalb in der Höhe einen Vorbau, ein Thor angebracht, welches den Fluß oben gefangen hält, sodaß er in seinem Bett anschwellen kann. Wenn Gäste im Sommer das Gebirge besuchen und den Hainfall bewundern wollen, dann steigt der Baudenwirth, der am Fuße des Felsens wohnt, an der einen Seite der Stelle, die dem Wasserfalle gehört, den Berg hinan, öffnet das Thor, den Vorbau, der das Flüßchen oben fesselt, und es stürzt sich wild aufschäumend in die Tiefe hinab. Als ich den Wasserfall bewundert hatte, erzählte der Baudenwirth folgende Begebenheit: Es waren viele Fremden im Gebirge, nicht nur in Warmbrunn zur Kur, sondern auch in den nahen Dörfern zur Sommerfrische; täglich erschienen auch Sommerfrischler und andere Gäste im schönen Grunde am Fuße des Hainfalles. Einst kam eine Gesellschaft, Damen und Herren, mit diesen auch zwei herangewachsene Knaben, die alles mit besonderer Theilnahme betrachteten; namentlich freuten sie sich über das Gedeihen von zwei Eichen, die man nach dem Friedensschlusse, 1871, gepflanzt hatte und welche die schönen Namen „Kaisereiche“ und „Friedenseiche“ führten. Das Flüßchen plätscherte wie gewöhnlich sparsam und bescheiden den schroffen Felsen herab, bis der Baudenwirth hinaufkletterte und das geschlossene Thor öffnete, worauf der schäumende, rauschende Wasserfall Bewunderung erregte. „Wie ist dort oben die Einrichtung?“ fragte eine der Damen, „ich möchte sie sehen und das Thor öffnen lernen.“ Der Wirth entgegnete: „Lernen können Sie das Kunststück wohl; aber das kostet Lehrgeld.“ Mit dieser Antwort ließ sich die Dame nicht abweisen, sie wollte lernen und Lehrgeld zahlen. Diese Dame hatte Talent zu allerhand Künsten und sie lernte sehr bald das Thor des Flusses Hain öffnen und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921208023/fragment/page=0002